Morgen-Ausgabe.

Das
„Berliner Tageblatt"
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe, und des Montags, an dem es nur in einer Abendausgabe ausgegeben wird. Es ist durch die Expedition Jerusalemerstr. 48, Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66, Filiale Königstadt: Königstr. 50, Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41, sowie durch alle Zeitungs-Spediteure und Post-Anstalten des Reiches zu beziehen. — Redaktion: Jerusalemerstr. 48.

Der Abonnements-Preis
beträgt mit dem illustr. Witzblatt „Ulk", der „Deutschen Lesehalle" u. den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft" vierteljährl. 5 M. 25 Pf. incl. Botenlohn, monatl. 1 M. 75 Pf. (bei separ. Zustellung des Abendblatt 25 Pf. Extra-Bestellgebühr pro Monat); durch die Post bezogen 5 M. 25 Pf. pro Quartal. — Inserate, à Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger" 30 Pf.), werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 50, Prinzenstr. 41 angenommen.

Berliner Tageblatt.

Nr. 553. Berlin, Freitag, den 25. November 1881. X. Jahrgang.

Für den Monat December

werden Abonnements auf das **„Berliner Tageblatt"** mit seinen 8 werthvollen Blättern: illustrirtes Witzblatt **„ULK"**, belletristisches Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle"**, „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft"** von allen **Reichspostanstalten**, in **Berlin** von sämmtlichen Zeitungsspediteuren, allen Stadtpostämtern, sowie von der unterzeichneten Expedition zum Preise von

1 Mark 75 Pf.

entgegen genommen.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten wird der bis 1. Dezember abgedruckte Theil des Romans:

„Ein neuer Ahasver" von **Fritz Mauthner**

gegen Einsendung der Abonnements-Quittung **gratis** und **franco** nachgeliefert. — Probe-Nummern **gratis** und **franco**.

Expedition des „Berliner Tageblatt",
SW. Jerusalemerstraße 48.

Eine parlamentarische Ueberraschung.

Der Beginn der Staatshaushaltsberathung ist in konstitutionellen Staaten gleichbedeutend mit dem Anfang der Parlamentssession überhaupt. Bei uns wohnt aber diesem Momente noch eine andere Bedeutung bei. Da wir nämlich im Reichstage auf eine direkte Beantwortung der Thronrede in Form einer Adresse zu verzichten pflegen, so fällt die Gesammtbeurtheilung der jeweiligen Staatslage, der Wirthschaftspolitik, wie der Steuerverhältnisse der Generaldebatte über den Staatshaushalt gemeinhin zur Last. Gespannter als seit Langem der Fall gewesen, sah man angesichts der durch die diesmaligen Wahlen so gründlich veränderten parlamentarischen Lage dem Beginn dieser Staatshaushaltsberathung entgegen. Die Zurüstungen waren wie sonst, in aller Gründlichkeit — wenigstens von der bekannten einen Seite des Hauses — getroffen; auch fehlte es der Szenerie im Sitzungssaale selbst nicht an der gewohnten Lebendigkeit. Die Zuschauertribünen wiesen nicht einen leeren Sitz auf. Erwartungsvoll sah man dem Verlaufe der parlamentarischen Dinge entgegen.

Wenn wir nun zunächst des fehlenden Kanzlers, als des verfassungsgemäß einzig und allein dem Reichstage gegenüber verantwortlichen Reichsbeamten gedenken, so geschieht dies wahrlich nicht deshalb, weil wir allerhand sentimentale Betrachtungen hieran anknüpfen wollen, sondern lediglich, um an die eigenartig konstitutionelle Auffassung zu erinnern, welche sich bei uns in den obersten Staatsbeamtenkreisen festgesetzt hat. Der Kanzler verkehrt mit dem Reichstag, der höchsten Körperschaft des Landes, der gegenüber er verantwortlich ist, so ungefähr, wie mit dem Vertreter einer auswärtigen Macht, den er eben nach Belieben selbst, oder durch seinen Stellvertreter empfangen kann. Dies ist aber mit nichten in Wirklichkeit der Fall. Es ist ganz gleichgültig, ob das Recht der Vertretung, die Anwesenheit des Ministers im Parlament zu verlangen, ausdrücklich in irgend einem Verfassungsparagraphen enthalten ist oder nicht. Es entspricht vielmehr dem Wesen der konstitutionellen Staatsform, daß der leitende Minister den Berathungen der Vertretung in so entscheidenden Momenten beiwohne, wie es die allgemeine Berathung des Staatshaushalts ist. Und bei der gegenwärtigen Reichstagssession war die Anwesenheit des einzigen verantwortlichen Staatsministers um so mehr geboten, als er selber, wenngleich unter der Schutzwolke einer Allerhöchsten an den neuen Reichstag gerichteten Kundgebung, gerade für diejenigen Hauptmomente seiner inneren Politik ausdrücklich eingetreten war, welche von der früheren Vertretung bereits verworfen wurden und welche vor dem jetzigen kein willigeres Gehör finden dürften.

Wirklich gestaltete sich die umfassende fast zweistündige Rede des ersten herkömmlichen Budgetredners, Eugen Richter, zu einem großartigen Mahnruf gegen das im Reichskanzler verkörperte und vergeistigte Regierungssystem. Just dieser Vertreter und Vollführer, der Herr Reichskanzler, hielt sich dem Sitzungssaale fern. Da er der Mann der bleichen Furcht nicht ist, so muß er wohl andere Gründe für sein Verhalten gehabt haben. Nun weiß man zur Zeit von keiner den Himmel der auswärtigen Politik so bedräuenden Wolke, welche das Fernsein des Kanzlers von den Budgetverhandlungen im Reichstage allenfalls entschuldigen könnte, und auch über den Gesundheitszustand des ersten Reichsbeamten sind zur Zeit keine ungünstigen Nachrichten in Umlauf. Wir stehen somit vor einer ungelösten Frage und müssen es unumwunden aussprechen, daß von Seiten der Opposition ein Lösungsversuch derselben nicht unternommen wurde. Wir bedauern diese Unterlassung.

Hatte doch Eugen Richter, in bewußter Abweichung von seiner sonstigen Gewohnheit, die eigentliche Substanz des Haushalts nur ganz obenhin, freilich an einigen sehr empfindlichen Stellen gestreift, während er das ganze gegenwärtige Regierungsverfahren einer außerordentlich eingehenden Beurtheilung unterwarf. Mit dem Wortlaut der Botschaft in der Hand, ging der unerschrockene, aber in aller pflichtschuldigen Ehrerbietung verharrende Redner Stück für Stück auf die den Staatshaushalt und die Finanzgebahrung betreffenden Sätze ein und erwies vor dem ganzen Lande, wie einseitig der Kanzler selber berathen sei und wie hieraus seine ebenso einseitige Berathung der Krone gegenüber habe ausfallen müssen.

Dieser Theil der diesmal ungewöhnlich maßvoll gehaltenen Rede, sowie die sich unmittelbar an sie schließende Begriffsunterscheidung zwischen dem Wesen des deutschen Kaiserthumes und dem napoleonischen Plebiszit zu Gunsten oder Ungunsten des „Empereur" bildeten die Höhepunkte des die Generaldebatte zum Staatshaushalte einleitenden Richterschen Diskurses. Die Rechte hörte schweigend zu; die Lust zu gewaltsamen unartikulirten Unterbrechungen, welcher sie sich während der abgelaufenen Legislaturperiode im Uebermaße hinzugeben sich nicht entbrechen konnte, scheint ihr diesmal gründlich vergangen zu sein. Nur einmal schien sie nicht übel Verlangen danach gehabt zu haben, durch ein dazwischengerufenes „Zur Sache" den Redner in seinem wohlgefügten Zusammenhange zu stören, mehr aber noch den Präsidenten zu einem berichtigenden Einschreiten zu veranlassen. Allein das ungemein beredte Mienenspiel des sattelfesten Redners, welches sich nach dem Präsidentensitz hin richtete, war vollkommen ausreichend, um den wenig geschickt inscenirten Versuch sofort im Keime zu ersticken.

Richter konnte, ohne die mindeste Störung fortan erfahren zu müssen, den letzten Theil seiner Kritik, welche sich ausschließlich mit den sozialreformistischen Entwürfen des Kanzlers befaßte, zu Ende führen. An der Hand unbestreitbarer, auf ziffernmäßigem Nachweis beruhender Thatsachen, wies er den eigentlichen Sinn jener regierungsseitigen Versprechungen und zugleich deren Undurchführbarkeit nach. Im Gegensatze zu der die Verantwortlichkeit des Einzelnen aufhebenden Staatsfürsorge, welche nur die Arbeitselbstkosten zu erhöhen geeignet sei, setzte er die große und folgenreiche That Schulze-Delitzschs, sowie dessen die Einzelverantwortlichkeit förderndes Genossenschaftswesen, in das rechte Licht. Vor der überzeugenden Kraft dieser Thatsache verstummte denn auch wirklich die ganze rechte Seite; sie, die in den letzten Jahren über die Unfähigkeit der Liberalen, irgend etwas Positives zu leisten, nicht genug zu spotten wußte. Ein lebhafter, sogar mit Händeklatschen untermischter Beifall von den liberalen Seiten her lohnte den Redner, während die Rechte sich jedes mißfälligen Zeichens enthielt.

Sie hatte sich vermuthlich ihren Vorrath an Pathos für den ehedem „die Geschäfte führenden" Freiherrn v. Minnigerode aufsparen wollen. Aber da geschah das Unerwartete: der edle Führer der Rechten verzichtete vorläufig aufs Wort. O, dieser scharfsinnigste aller Kämpen des Agrarierthums hatte es sich gar überschlau ausgedacht und voraussichtlich seine Parteigefolgschaft mitzubestimmen gewußt, auf seine Berechnung einzugehen und die ganzen vollgespickten Köcher der Schützen auf der Linken sich vorerst entleeren zu lassen. Allein die Linke wollte sich um den Genuß nicht gebracht wissen, des Freiherrn v. Minnigerode köstliche Worte

Ein neuer Ahasver.

Roman
(17. Fortsetzung.) von
Fritz Mauthner.

Clemence erröthete noch tiefer, erhob aber jetzt ihren Kopf und wandte sich an Heinrich, der mit keiner Miene zu verrathen wagte, was er empfand, und darum recht unverständig vor sich hinsah. Clemence zog dem Schwesterchen ein ganz, ganz leises Mäulchen, dann schlich aber wieder ihr Lächeln von den ernsten Augen hinab zu den Mundwinkeln, und sie sagte mit freundlicher Ruhe: „Ich hatte einen besonderen Grund, Ihr Ausbleiben oft zu bedauern. Mama ist nicht gesund. Sie will's zwar nicht eingestehen, und unser Doktor darf ihr gar nicht von einer gründlichen Kur reden. Ich aber fühl' es doch, sie ist nicht recht gesund. Da hätte ich gern einmal Sie gebeten, Mama im Stillen zu beobachten und im Nothfalle Ihren Einfluß aufzubieten, daß Mama ein wenig auf sich achtet. Mama hält viel von Ihnen."

Nun hätte Heinrich zwar aus allen seinen Himmeln fallen sollen, weil diese Erklärung nur den Arzt, gar nicht den Menschen anging; es lag aber in der Stimme des Mädchens etwas, was Heinrich nöthigte, seinen mit edelstem Rauenthaler gefüllten Römer zu ergreifen und mit Clemence auf irgend etwas anzustoßen, das er nicht nannte und sie darum nicht verstehen konnte. Sie neigte jedoch ganz leise ihr Köpfchen, als ob sie sich erst besinnen wolle; dann erhob sie auch ihr Glas, es klang zusammen, und, während Heinrich fast feierlich seinen Wein austrank, nippte Clemence von dem ihren, wie eine Schwalbe sich im Fluge ein Tröpfchen holt. Die Augen der Beiden aber blieben bis zum Ende dieser ganzen stummen Unterhaltung fest und freundlich auf einander gerichtet.

Als man von Tische ging, eilte Clemence zu ihrer Mutter und Evchen erzählte — was eigentlich gar nicht richtig war — daß Herr Doktor Wolff versprochen habe, von jetzt ab häufig zu kommen. Nun schalt ihn auch Frau von Auenheim wegen seiner bisherigen Untreue aus und Heinrich mußte ganz ausdrücklich sein Wort geben, schon in den nächsten Tagen vorzusprechen. Dann stellte es sich heraus, daß die Mädchen nicht tanzen durften. Evchen war noch zu jung und Clemence sollte dem Schwesterchen das Herz nicht schwer machen. Nun freute sich Heinrich erst recht. Er war ein schlechter Tänzer und durfte jetzt mit der Familie Auenheim — nur Papa ließ sich von den schönen Frauen Angenehmes über sich und seine Töchter sagen — in einem stillen Winkelchen des Wintergartens niedersitzen und von dort aus unter freundlichen Gesprächen durch die Glasscheiben in das bunte Treiben des grell erleuchteten Gartens hinausblicken.

Es ging überall fröhlich genug zu, aber man konnte nicht sagen, daß es nur eine heitere Gesellschaft sei, die sich's in den stattlichen Räumen wohl sein ließ. Es hatten sich größere und kleinere Gruppen gebildet, zwischen denen nur einzelne gewandte Herren eine Fühlung herstellten.

Das Orchester war auf der Veranda eingerichtet, so daß sowohl in den Sälen, als auch im Garten nach den neuen beliebten Weisen getanzt werden konnte. Drinnen im großen Saale ging es ziemlich steif zu. Da wurde von den Mitgliedern der reichen Finanzwelt ein förmlicher Ball abgehalten, bei welchem die hübschen Tanzordnungen, die Orden und Kotillonsträußchen zu Ehren kamen. Die Toiletten waren so prächtig, die Mädchen und Frauen so anregend, daß die adeligen Herren sich gar nicht aus den heißen Räumen trennen konnten. Im Garten hatten sich inzwischen die Künstler und Künstlerinnen niedergelassen, und mancher ältere Bankier, dessen strahlende junge Frau sich im Saale von einem Freiherrn den Hof machen ließ, flüchtete hierher, um mit einer übermüthigen Sängerin nach seinem Geschmacke zu plaudern. Zahlreiche Gäste wiederum, welche zu wenig Bekannte oder zu wenig Uebung hatten, um sich an den großen Verbänden zu betheiligen, gingen entweder stumm und gekränkt bald da, bald dorthin, oder schlossen sich vor einem der stattlichen Büffets zu kleinen Kneipgesellschaften zusammen, bei denen die Hausfrau öfter leben gelassen wurde, als der Selbstbeherrschung der Begeisterten gut war.

Auch Doktor Stropp ging einsam in dem Gewühl umher. Er war bei seiner schlechtesten Laune. Er war eigentlich immer schlechter Laune, so oft er von einem reichen Manne bewirthet wurde und dabei heimlich seine bejammernswerthe Lage verglich. Heute wußte er überdies, daß er den guten Julius Feigelbaum wieder um eine große Summe werde angehen müssen und daß der Bankier sie ihm ohne Weiteres schenken werde. Das machte ihn wüthend. Zwei für ihn fürchterliche Augenblicke standen ihm bevor: er mußte einmal „ich bitte" und zum Zweiten „ich danke" sagen. Er haßte den guten Julius nach jedem gelungenen Anlehen nur noch grimmiger.

Als Stropp in seinem verhaltenen Zorn schon vor einem Büffet unter einigen fremden Herren Platz genommen hatte, trieb ihn ein Toast auf Frau Tina hinweg, den ein Buchhalter des Hauses Feigelbaum, der den Arm des alten Isaak nicht losließ, mit schwerer Zunge lallte. Dr. Stropp knirschte etwas wie „Hundeseelen" zwischen seinen gelben Zähnen hindurch und flüchtete, nicht ohne vorher eine volle Champagnerflasche und ein Glas an sich genommen zu haben. Er wollte sich mit der kleinen Erfrischung auf die Veranda zum Orchester zurückziehen, wo er vorhin ein leeres Plätzchen ausgesucht hatte.

Doch auch hier war ihm Jemand zuvorgekommen. Ein kleiner dicker Herr mit rothen schlaffen Wangen, die wie Backentaschen aussahen, saß da vor einer Flasche Heidsieck und lüpfte eben stöhnend seine aschblonde Perrücke. Stropp wollte sich fluchend sofort wieder zurückziehen, als der Unbekannte ihn erblickte und im gröbsten Berliner Dialekt herrüberrief:

„Kommen Sie man immer ran, Doktorchen; Sie haben Sich ja ooch sone Pulle for 'ne jesundheitspolizeiliche Untersuchung gelangt. Flüssigkeit hätte ick Ihnen nich abjetreten. Aber was Festes zu 'ne Unterlage sollen Sie haben. Hier is noch en Fauteuil. Sitzen Sie ihn man durch."

Doktor Stropp wollte sich mit einem verächtlichen Blick wieder entfernen. Der Andere ließ sich jedoch nicht abschrecken:

„Sie können Sich ruhig bei mir neben setzen, Herr Doktor. Ick bin keener, vor den Sie mit Ihre schöne Seele zurückzuhalten brauchen. Ick mag ooch nischt von diese janze Judenbagage wissen. Trinken wir 'n Jlas uf Juliussen seinen Krach. Nieder mit die Juden!"

Stropp setzte sich nieder. Das war einmal ein neuer Fluch, in welchem sich seine ewigen Geldsorgen Luft machen konnten. Er hatte es zwar in der letzten Zeit mit den Sozialisten versucht und an zwei Abenden recht vergnügt auf die Kapitalisten geschimpft. Das hatten ihm aber die verdammten Bourgeois selbst übel genommen, ihn einmal beinahe in der Klemme stecken lassen und schließlich nur mit einer ernsthaften Verwarnung herausgezogen.

Auch war mit den Sozialisten nicht leicht verkehren. Es waren darunter anspruchsvolle Narren, welche dem herablassenden Doktor Stropp in seine Vergangenheit hineinblicken wollten, phantastische lächerliche Menschen das, die an ihre Ideen wahrhaftig selber glaubten, für sie sterben und verderben wollten und dem neuen Freunde nicht gleich auf Ehrenwort Alles glaubten, was er ihnen versprach. Und er hatte wahrhaftig nicht die Absicht, sich diesen Verrückten mit Haut und Haar zu verschreiben, wenn sie ihn nicht wenigstens auf der Stelle als ihren Führer anerkennen und ihm durch ihre Macht zu Ansehen verhelfen konnten. Nein, wenn